

in vitro

Ute Kalender

Neulich abends zu später Stunde. Ich sitze mit meiner Freundin Ada in einem angesagten Berliner Mini-Club. Statt plüschiger Queer-Folklore und aufdringlichem Dildo-Klamauk herrscht um uns herum ein stilsicheres sexuelles Downsizing. Chic Lesben in schwarzen Understatements und mit gemattetem rotem Lippenstift. Neben mir die Herausgeberin des Bacterial Magazins. Ein queer-feministisches Heft, das Queer vom Ballast aus Körpern, Sexualitäten und Identitäten befreien will. Im Hintergrund läuft Light Games von kool thing. Ebenso aufklärt wie der Ort kommt auch unser Gespräch über die In-vitro-Fertilisation (IVF) und queere Reproduktion daher. Wir tauschen Sätze aus wie: „Ja aber, es gibt ohnehin kein Zurück mehr in die vortechnologische Gesellschaft. Wir sind doch sowieso den ganzen Tag an Technologien angeschlossen. Technopatriarchat? Ich würd bei IVF eher von einer cleveren Aneignung sprechen. Und außerdem facebookte ich morgens schon, bevor ich überhaupt einen Kaffee trinke.“ Es sind die üblichen Aussagen, mit denen wir wohl eine progressive Haltung zu Reproduktionstechnologien ausdrücken wollen.

Tatsächlich sind wir mittendrin. Ada, eine Frau mit Male to Female Vergangenheit und als Kulturphilosophin geschult in neuester Queer Theorie, Non/Human-Feminism und Nature/Culture-Debatten, hatte es vor ihrer Operation geschafft, Sperma einfrieren zu lassen. Eine IVF mit Sperma-Diagnostik und Sperma-Aufarbeitung wird nun angedacht. Sie überlegt zusammen mit ihrer Partnerin Claire, einer transbegehrenden Femme, wie der Kinderwunsch zu organisieren ist. Ist es besser, wenn Claire sich befruchten lässt, oder soll eine Freundin gefragt werden? Die Kinderfrage soll ja ohnehin kollektiv gelöst werden. Ein bedeutungsschwangerer Blick auf mich.

Nach dem Gespräch ging mir nicht nur der Blick nach. In diesem Reprotech-Geplauder, dachte ich, wurde auch auf den Punkt gebracht, dass queere Fantasien zu Reproduktion und reproduktives Begehren mittlerweile fast ausschließlich über die Frage der Technologienutzung laufen. Und dass IVF immer wieder eine zentrale Stellung einnimmt. Ein Grund ist, dass die im Reagenzglas herbeigeführte Verschmelzung von Ei- und Samenzelle den Fortpflanzungsprozess disaggregiert. Die IVF zerstückelt die Reproduktion und schafft so die Möglichkeit, dass die daraus hervorgehenden Elemente in einem unmittelbar räumlichen Sinne und auf unterschiedlichsten Maßstabsebenen bestimmte Grenzen überschreiten können. Die Disaggregation hat zudem ein queeres Potential bzw. bringt die Queerness von neuen Reproduktionstechnologien auf den Punkt: Die IVF verlagert das Anfangsstadium aus dem geschlechtlichen und sexuellen Körper ins Labor. Der heterosexuelle Koitus steht so nicht länger am Anfang des Menschen. Statt der leiblichen Vereinigung von Mann und Frau vermengen sich Eizellen und zuvor bereits durch Zentrifugen oder Gefrierschränke gewandertes Sperma im Reagenzglas. Oder die Pipette wird in eine Eizelle eingeführt, die sich zwischen einer weiteren Haltepipette befindet. Die IVF hat auch ein queeres Potential, weil sie den eindeutigen schwangeren Frauenleib als primären Signifikanten des Fortpflanzungsgeschehens in Frage stellt. Männerkörper wie den von Thomas Beatie kann die IVF ebenso schwängern. Schließlich kann die IVF neue Familien- und Verwandtschaftsformen hervorbringen, die übliche heteronormative Arrangements überschreiten. Wenn meine Freundin das Sperma gibt, ihre Freundin die Eizelle zur Verfügung stellt und ich den Laborembryo austrage, kommen wir schnell mit unseren üblichen euro-amerikanischen Familienkonzepten an die Grenze.

Queere Beiträge gehen deshalb über feministische Studien zu Reproduktionstechnologien hinaus und machen deutlich, dass Reproduktionstechnologien nicht nur ein Potential der De-Naturalisierung (Franklin 1997; Thompson 2005) eingeschrieben ist: Dieses Potential ist auch de-geschlechtlichend und de-heterosexualisierend (Nordquist 2008, 282). Die IVF macht einmal mehr deutlich, dass Fortpflanzung ein *sozial-natürliches* Ereignis ist. Und: Sie stellt eine weitere Möglichkeit dar, das heteronormative Reproduktionsspektakel samt Heterosex, binär-geschlechtlichen Körpern und Kernfamilie zu umgehen.

Diesen queeren Potentialen steht in Deutschland eine heteronormative Familien- und Technologiepolitik entgegen, die das queere Reisen reproduktiver Substanzen unterbinden will. Der In-Vitro-Embryo soll in keinen anderen als den eindeutigen Frauenkörper wandern und dort zum Kind eines heterosexuellen, möglichst verheirateten Paares führen. Anders ausgedrückt: Die deutsche Biopolitik stuft Queers als unerwünschte reproduktive Staatsbürgerschaftssubjekte

Erschienen in Nadine Marquardt/Verena Schreiber (Hrsg.). 2012. Ortsregister. Ein Glossar zu Räumen der Gegenwart, Bielefeld, 138-144.

ein und erschwert ihnen den Zugang zur IVF stark. Die Bundesregierung hat beispielsweise Ende 2010 bekräftigt, dass lesbische Paare in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft weiterhin keinen Anspruch auf eine Finanzierung von Fertilisationsbehandlungen aus der gesetzlichen Krankenversicherung haben: „Eine Neuregelung der Finanzierung von Maßnahmen der künstlichen Befruchtung ist derzeit nicht vorgesehen“, heißt es in einer Antwort auf eine Kleine Anfrage von Bündnis 90/Die Grünen (Deutscher Bundestag 2010, 1). Die logische Gegenreaktion von queeren Beiträgen zu Reproduktion ist eine Kritik am Ausschluss aus der Kategorie des reproductive citizen und das queer-theoretische Ausexplicieren der technologischen Potentiale. Queere Interessenvereinigungen, AktivistInnen sowie TheoretikerInnen setzen sich für eine ‚Aneignung der Technologien von unten‘ ein.

Am nächsten Tag treffe ich eine weitere Freundin. Sie setzt sich kritisch mit Geschlechterverhältnissen und neuen Arbeitsverhältnissen im Postfordismus auseinander. Agnieszka erzählt mir, dass in Rumänien Frauen per Anzeige zur ‚Eierproduktion‘ angeworben werden. Die Aussicht: ein doppeltes Monatsgehalt. Die KäuferInnen sind wiederum Frauen und Paare aus materiell reicheren Ländern. Für die Eizellernte werden die Frauen teils in andere Länder geflogen. In einer Klinik werden die Eier dann unter Narkose abgesaugt und im Nebenraum mit Fremdsamen befruchtet. Grundlage ist also auch hier IVF. Aber das queere Potential ist für Agnieszka kein Thema. Vielmehr spricht sie von Rohstoffarbeit und unterstreicht, dass Frauen die Arbeit leisten. Agnieszka hebt damit einen weiteren Aspekt rund um die IVF hervor: Um den Hauptakteur der IVF – den Laborembryo – herzustellen, ist Arbeit notwendig: Sich zum Beispiel gut ernähren, in die Klinik fahren, sich Hormonstimulationen unterziehen und mit Risiken wie dem Hyperstimulationssyndrom leben. Die IVF enteignet aber nicht nur die Frau von dieser reproduktiven Kraft, sie ermöglicht auch, dass das Potential nicht nur in andere Körper, sondern auch in andere Länder und andere Klassen ‚reist‘.

Rohstoffarbeit ist auch die Grundlage für die Mehrwertproduktion in neuen Biosektoren wie Stammzellforschung und Klonforschung. Denn diese Forschungszweige, so fährt Agnieszka fort, sind auf Unmengen von Eizellen angewiesen. In öffentlichen Diskursen wird in der Regel aber die Tätigkeit der Forschenden als schöpferische Arbeit gesetzt. Sie wird im Gegensatz zur Arbeit der Eizellproduzierenden als gesellschaftlich wertvoll eingestuft und der Beitrag der Rohstoffarbeiterinnen verdeckt. Autorinnen wie Donna Haraway oder Charis Thompson unterstreichen deshalb, dass „the end of the practices makes a difference“ (Haraway 2008, 66). Kurzum: Es *macht* einen Unterschied, ob das reproduktive Potential durch das Reagenzglas zurück in den Körper jener Person reist, von der die Eizelle stammt. Und ob der Embryo dort zum Kind wird – zum Teil der ‚eigenen‘ Identität. Oder ob die reproduktive Kraft im Biosektor an Produktionsmaschinen gekoppelt wird und in Mehrwert resultiert.

Vor diesem Hintergrund muss ich an eine jüngst veröffentlichte Londoner Studie denken, in der die Eizellen von lesbischen Frauen im Rahmen von IVF als Spitzenrohstoff ‚entdeckt‘ worden sind. Der Leiter der Studie unterstrich, dass die Erfolgsraten mit ‚lesbischen‘ Eizellen wesentlich höher sind als die mit Eiern von heterosexuellen Frauen. Denn Lesben nutzen die IVF, weil sie von vorneherein den Heterosex umgehen wollen. Probleme, auf „natürlichem Wege“ schwanger zu werden, haben sie nicht. In seinen Worten hört sich das so an: „It’s also a remarkable turnaround – 10 years ago lesbian women weren’t all that welcome in fertility clinics. Now that’s changed. These women are going to be our saviours. This is evidence that they make excellent patients in egg-sharing schemes – both as donors and recipients“ (Goodchild 2009).

In meinem Kopf geht es hoch her: Werden lesbische Frauen also zu den neuen bevorzugten Rohstoffarbeiterinnen? Was ist mit Männern mit einer Female to Male Vergangenheit? Auch sie haben keine Unfruchtbarkeitsprobleme und herkömmlicher Heterosex hat für die Fortpflanzung keine Bedeutung. Werden auch sie bald von der Forschung als Rohstoffsubjekte entdeckt? Oder lehnen sie, weil sie Männer sind, die Rohstoffarbeit eher ab und überlassen sie ihren PartnerInnen? Hat die Rohstoffarbeit Effekte für das Verhältnis zwischen verschiedenen privilegierten geschlechtlichen Existenzen? Zwischen Cisfrauen, transemphatischen Femmes, Frauen mit Male to Female Vergangenheit und Lesben? Ich frage mich auch, wie die Ergebnisse der queer feministischen Ökonomiekritik auf Fragen des rohstofflichen Arbeitens übertragen werden könnten. Wie müsste beispielsweise der Begriff des sexuellen Arbeitens von Autorinnen wie Renate Lorenz und Brigitta Kuster vor dem Hintergrund einer Rohstoffökonomie durchdacht und justiert werden? Schließlich: Wie gehen wir politisch damit um? Queer bedeutet weiterhin eine prekarierte gesellschaftliche Position. Gleichzeitig entstehen gerade mit den Zukunftsökonomien wie Stammzellforschung neue gesellschaftliche Bereiche, in denen Mehrwert geschaffen wird und Queers als Rohstoffarbeiterinnen adressiert werden könnten. Sollten queere Gewerkschaften gegründet werden, oder würde eine solche politische Praxis die Erschließung queerer reproduktiver Substanzen lediglich diskursiv absichern?

Zwei Tage später sitze ich neben einer Bekannten im Auto. Wir liefern das Mondkalb aus. Sie ist Journalistin und Redakteurin bei der „Zeitschrift für das organisierte Gebrechen“. Als Krüppelbewegte, jenem interessanteren Teil der Behindertenbewegung, der keine Lebensschützer mag, eher böse statt bittend und dankend auftritt, hat Rebecca nicht

Erschienen in Nadine Marquardt/Verena Schreiber (Hrsg). 2012. Ortsregister. Ein Glossar zu Räumen der Gegenwart, Bielefeld, 138-144.

nur einen zutiefst makabren Humor. Sie führt auch helfende Gutmenschen geistreich und in Sekundenschnelle vor. Es geht – diesmal indirekt – wieder um die IVF: Wir reden über die Präimplantationsdiagnostik (PID), die an dem Tag gerade gesetzlich zugelassen wurde. Dazu werden einem IVF Embryo einige Zellen entnommen und auf mögliche Chromosomendefekte untersucht. Die IVF hat die PID erst ermöglicht, und in Deutschland ist die IVF auch zulässig, wenn eine PID durchgeführt werden soll. Für eine PID wird eine Vielzahl von IVF-Embryonen benötigt. Während wir so durch den Prenzlauer Berg cruisen, fragt sie mich: „Du bist doch wahrscheinlich gegen PID, weil Du selbst Leute kennst, deren Geburt die PID heute verhindern wollen würde?“ Ich antworte ja, denke kurz nach und schiebe dann nach: „Auch. Aber vor allem aus egoistischen Gründen.“ Wie die Pränataldiagnostik (PND) hat auch die PID eine individualisierte Eugenik ermöglicht, dank derer die Einzelne die bevölkerungspolitischen Ziele selbst in die Hände zu nehmen hat. Klassifiziert die PND ihren Fötus als behindert, muss sich die Frau für oder gegen eine Abtreibung entscheiden. Im Falle der PID selektiere ich nicht selbst die Embryonen, im Namen meiner Selbstbestimmung erledigt das der Arzt. Ich bin also im Grunde dagegen, denke ich, weil ich nichts damit zu tun haben möchte: Ich möchte weder den Arzt Embryonen selektieren lassen, noch Diskussionen mit mir engen Personen über die Geburt eines möglicherweise behinderten Kindes nach positivem PND-Befund führen müssen, noch mich in Risikogruppen einordnen lassen oder mich mit statistischen Aussagen auseinandersetzen.

Trotzdem muss ich auch an Einwände denken: Die Technologien ‚an sich‘ bedeuten nichts, wird mir manchmal entgegen gehalten. Sie sind wertneutral und könnten je nach gesellschaftlichen Normen, die sich verändern lassen, gut oder schlecht genutzt werden. Dann müsste sich eine queere Technologiepolitik für einen verantwortungsvollen, besseren Umgang mit den Technologien einsetzen. Hieße also eine queere Aneignungspolitik die Ablehnung von transphoben Praktiken und den Einsatz dafür, dass auch als intersexuell klassifizierte Embryonen eingeplant würden? Würde sie erfolgreich das sogenannte Family Balancing umgehen – die Herstellung einer ‚geschlechtlich ausgewogenen‘ Familie? Und würde sich eine queere Aneignungspolitik dafür einsetzen, dass auch als behindert klassifizierte Embryonen ausgetragen würden? Rebecca bezweifelt das stark. Bei Feministinnen ist die Empörung groß, wenn es um Geschlechtsselektion geht. Eugenische Praktiken werden hingegen oft euphemistisch als ‚medizinisch notwendig‘ eingeschätzt. Die Technologien können die ihnen eingeschriebene kapitalistische Geschichte der Normalisierung nicht abstreifen. IVF mit anschließender PID ist Rebecca zufolge entwickelt worden, um die industrielle Tierzucht zu optimieren. Es sollte eine Nachkommenschaft gewährleistet werden, die möglichst nah an Kriterien von Leistungsfähigkeit und Gesundheit herankommt. Diese standen neben anderen Normen am Anfang der Entwicklung und sind daher dem heutigen gesellschaftlichen Möglichkeitsfeld eingeschrieben, in dem individuelle Entscheidungen für oder gegen eine Technologienutzung getroffen werden. Rebecca hinterfragt im Grunde bereits den gesellschaftlichen Antrieb, der überhaupt zur räumlichen Zerstückelung der Fortpflanzung geführt hat. Sie geht damit über queere und postfordistische Positionen hinaus. Denn sie lässt sich gar nicht erst auf die epistemischen Vorannahmen ein, die dem denkenden Mitreisen mit den reproduktiven Substanzen vorausgehen.

Ich muss an das Gespräch mit Ada zurückdenken. Sie hatte nach einigen Wodka-Rhababersaft noch gesagt, dass Empfängnis für Queers anders als für Heteros noch nie etwas Natürliches gewesen sei. Auch die neuen Reprotechnologien seien nur weitere Methoden im queeren Repertoire von Fortpflanzungstechniken. Queers hätten parallel auch immer Freunde nach Sperma gefragt, um den Spermacocktail anzurühren und die Bratenspritze aufzuziehen. Ich hatte laut aufgelacht, gefragt, ob sie in die vortechnologische Barbarei zurückwolle und gesagt, dass sie das ohne mich tun müsse. Zwei Wochen später will ich Technologien grundsätzlich noch immer nicht missen. Und nostalgischen Träumen von einer besseren vortechnologischen Zeit hänge ich auch nicht nach. Trotzdem bin ich nachdenklich geworden: Müsste queere Reproduktion nicht eigentlich die Bedeutungslosigkeit anstreben? Müsste es nicht egal werden, wann wir Kinder, wie viele Kinder wir und vor allem welche wir bekommen? Warum gilt es als nicht-respektabel mit 21 bereits fünf Kinder zu haben, von denen eins als schwer behindert und ein anderes als intersexuell wahrgenommen wird? Eins weiß ich jedenfalls sicher: Der queere Weg zur reproduktiven Bedeutungslosigkeit verläuft nicht notwendigerweise über eine Technologienutzung. Sondern nach wie vor darüber, dass die momentanen gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse und Arbeitsteilungen, die die einen reproduktiv streiken lassen und die anderen von der Reproduktion ausschließen, in den Blick genommen – und schließlich auch verändert werden müssten.

LITERATUR

Deutscher Bundestag (2010): Wahlperiode, Kleine Anfrage. Drucksache 17/4077 17.

Franklin, Sarah (1997): Embodied Progres: A Cultural Account of Assisted Reproduction. London.

Erschienen in Nadine Marquardt/Verena Schreiber (Hrsg). 2012. Ortsregister. Ein Glossar zu Räumen der Gegenwart, Bielefeld, 138-144.

Goodchild, Sophie (2009): Fertility clinics to recruit more lesbians as egg donors for IVF. In: London Evening Standard 09.06.2009.

Haraway, Donna J. (2008): When species meet. University of Minesota Press.

Lorenz, Renate/Kuster, Brigitta (2007) (Hrsg.): sexuell arbeiten – eine queere perspektive auf arbeit und prekäres leben. Berlin.

Nordquist, Petra (2008): Feminist heterosexual imaginaries of reproduction. Lesbian conception in feminist studies of reproductive technologies. In: Feminist Theory 9(3), 273-292.

Thompson, Charis (2005): Making parents. The ontological choreography of reproductive technologies, Cambridge. Massachusetts/London.